

Gerungen.

Von Annie Lutz-Belberg.

Verkauft.
Da hand es klar und deutlich auf
hellblauem Grund mit goldenen Let-
tern unter ihrem Bild.
Ein Laut wie ein unterdrückter
Zufall rang sich von ihren Lippen.
Ein noch nie gekanntes Gefühl be-
fugte sie, die Tränen der Wonne zu
lassen. Eine Träne der Wonne zitterte
in ihren Augen, die sich weiten, den
plötzlich der hohe, große Aus-
stellungsraum wie ein Paradies er-
schien.
„Was wird er dazu sagen?“
Triumphierend leuchtete ihr Blick.
Ihr Gott, wie oft hatte er gehöhnt
und auf die „Malheur“ gescholten,
wie oft ihr vorgehalten, die Zeit nicht
zu unnütz mit der „Farbentendenz“ zu
verbringen.
Solange ich meine Pflicht als
Hausfrau und Mutter erfülle, kannst
Du mir die Ausübung meiner Kunst
nicht verweigern.“
Er brummte vor sich hin. Sein su-
chender Blick irrte umher und suchte,
wenn er irgend eine kleine Nachlässig-
keit entdeckte im Haushalt. In den
stärksten Ausdrücken riefte er das Ge-
ringste. Jede kleine Vergrößerung der
Dienstboten mußte sie büssen.
Er nahm sich vor, ihr das Malen
gründlich auszutreiben.
Jetzt fielen ihr all' die Demütigun-
gen ein, die sie erlitten hatte in der
Zeit, in welcher sie dies Bild malte, vor
dem sie jetzt stand.
Mit jagendem Herzen hatte sie es
zur Ausstellung geschickt. Es wäre
nicht ihre erste Arbeit gewesen, die zu-
rückgewiesen worden wäre. Sie war
auf alles gefaßt. Nun wieder ein
Versuch, jede neue Arbeit ein Versuch,
bis sie endlich, endlich sich durchgerum-
gen.
Dies Mal kein blauer Brief.
Wie freit kam sie sich vor, endlich
Anerkennung, endlich ein Lob.
In ihrem stillen, großen Ertzgerim-
mer mit dem schönen Nordlicht hatte
sie das Bild gemalt, ein schlichtes,
einfaches Landschaftsbild: Ein stiller
Waldsee mit dunklen Kiefernwald, so
einzigartig schön, ein wenig mel-
ancholisch, so einfach, wie ein einfacher
Mensch. Darüber Abenddämmerung,
kein glühender, leuchtender Sonnenun-
tergang, dessen Farbenpracht im Was-
ser sich spiegelt.
Fahles Grau in's Blaue hinüber-
spielen.
So hatte sie es gesehen, so hatte sie
es ergossen und hingegossen zu einer
kleinen Farbenscheibe, und so malte sie
in stillen Nachmittagsstunden, wenn
die Kinder sich im freien tummelten
und die Gasse ihrem Ruf oblag.
Mit ganzer Seele hatte sie das stille,
traurige Bild erst in seiner ruhigen
Einfachheit und einsamen Größe.
So gab sie es wieder.
Der Gedanke, sich von dem Bilde zu
trennen, schmerzte sie beinahe und
dämpfte ein klein wenig ihre jubelnde
Stimmung.
„Nun schickt sie nach dem Verkaufs-
bureau.“
Wenn Sie wollten, steht Ihnen
das Bild sofort zur Verfügung.
„Ich bitte darum.“
Nun hielt sie eine Anzahl blauer
Scheine in der Hand. Anfänger setzen
meist hohe Preise für ihre Arbeiten auf.
Zuweilen aus Unkenntnis über-
schätzen sie den wahren Wert, zuweilen
auch weil sie kaum auf einen Verkauf
hoffen, so wie sie es getan, nennen sie
eine beliebige hohe Summe.
Das Bild ist sehr — sehr gut be-
zahlt. Ich will nicht sagen, daß es den
Wert nicht hätte, aber immerhin ein
sehr guter Preis, meinte der Beamte
der Verkaufsstelle.
Ein vornehmer, alter Herr hatte es
erworben, der nicht zu feilen ge-
wohnt war.
Ihr erstes verdientes Geld!
Ihr eigenes Eigentum waren die
blauen Scheine in ihrer Hand.
Stiller hob sich ihr Haupt. Sie
fühlte sich so reich, so frei, so geboben.
Lag es doch in ihrer Macht, noch viel
mehr zu verdienen. Nun war ihre
Kunst nicht nur Befriedigung für ihre
Seele, nun war sie ein Capital, das
Zinsen trug, und sie wollte es wuchern
lassen, das Talent, das ihr ein Gott
gegeben.
Sie ging zu Fuß durch den Thier-
garten nach Hause. Froh und glücklich
wie noch nie, mit verklärtem Anblick be-
trat sie das Gehimmet.
„Ich warle schon auf dich mit dem
Abendbrot, wo warst Du denn?“
fragte ihr Gott und sah verwundert
zu ihr auf.
Wie frisch, wie schön, wie prägnant
sie aussah, dachte er, und konnte seinen
Blick nicht losreißen von ihr.
Erstehend, lächelnd, breitete sie die
blauen Scheine vor ihm aus.
„Malte, woher ich sie habe.“
Eine Erbschaft? Aber das müßte
ich doch wissen!
Mein Bild — mein Bild ist ver-
kauft!
Die drei Kleinen in weißen Nach-
schlafkleidern mit bloßen Füßchen kamen
jetzt aus dem Schlafzimmer herange-
strungen aus ihren Betten und um-
drängten Mama.
Sie hob sie empor in ihre Arme und
küßte sie und theilte ihren Jubel ihnen
mit.
„Mama hat ihr Bild verkauft!“
sprach verständnisvoll der Älteste
mit wichtiger Miene. Das Kleinste,
der Vierjährige, lachte es nach und
machte so drollig ernste Augen, daß
alle lachen mußten. Auch er, der Äl-
teste, dessen größter, einziger Stolz seine
Bücher waren.
Er schob die blauen Scheine ihr wie-
der zu.
„Was willst Du damit anfangen?“
Am besten wäre ein schönes Papier zu

kaufen oder auf die Sparkasse brin-
gen, dann kannst Du Dir es nach Be-
durf abheben.“
„Nein — nein! Ich verbrachte es
für mich.“
Er blinzelte sie groß an.
„Das hast Du doch nicht nötig.“
„Aber ich will es.“
Sie sprach es so bestimmt, daß er
schwiege.
Er hörte, wie sie aufatmete, so
recht tief, so wie aus befreiter Brust.
Nun brauchte sie ihn nicht mehr um
jede Kleinigkeit zu bitten, nun würde
er nicht mehr so mißtrauisch das Wirt-
schaftsgeld in ihre Hand legen, das
Ausgabebuch revidieren. Sie verschwen-
dete nichts, und doch war es immer und
immer zu viel, was sie ausgab.
Dann bitte ich um einige Wochen
Urlaub.
Ueberrascht blickte er zu ihr auf.
„Du willst verreisen?“
„Ja, doch, es war schon so lange
mein Wunsch, meine alten Eltern zu
besuchen. Du darfst immer die Reise
zu theuer. Du erlaubst es mir doch
nicht? Schade, die Schulungens kann
ich nicht mitnehmen, aber den Kleinen.“
„Bitte, reise. Wir werden ja wohl
auch fertig ohne dich.“
Es klang unfeindlich. Sie über-
hörte es, sie preßte nur die Lippen fe-
st zusammen und blinzelte etwas mit
den Augen. Dann brachte sie die Kin-
der wieder in's Bett.
„Ich aber mitgeh“, lachte der Kleine
zufrieden.
„Wie dumm, daß Du das Geld nicht
schon zu den Ferien bekommen hast,
dann hättest Du uns doch auch mitge-
nommen.“
„Natürlich, selbstverständlich. Aber
die Schule darf nicht veräußert wer-
den.“
„Wer rechnet nun mit mir?“ fragte
der Kleine.
„Das Mädchen wird Dir helfen
können.“
„Was denkst Du denn, die kann doch
das große Einmaleins mit der 17 und
18 nicht —“ sprach stolz der Älteste,
„ich werde ihm helfen.“
„Das ist recht, mein Junge.“
Lieblos fuhr ihre Hand über den
Kopf des Neunjährigen, und trübend
redete sie auf den Jüngeren ein, der
schmolle.
„Das schwere Rechnen mit all' den
großen Zahlen, das dumme, dumme
große Einmaleins. Siehste Du
Mama, neulich hat sie auch nicht
gleich gemerkt, daß 7 mal 18 ist und
ich muß morgen nachbleiben, deshalb.
Ich will auch malen, Bilder verkaufen
und verreisen.“
Der Große lachte.
„Das muß man erst recht lernen.“
„Nun schlaft!“ gebot Mama, aber
sie hörte noch lange im Nebenzimmer,
wie der Große dem Kleinen das Ein-
maleins mit der Achtzehn beibrachte.
„Sie haben auch schon ihre Sorgen,
die Kleinen, sei gut mit ihnen, nicht gar
zu streng,“ bat sie den Vater, der un-
ruhig im Zimmer auf- und abging.
„Wenn es Dir recht ist, reise ich schon
morgen Abend.“
„So eilig hast Du es?“
„Ich sehne mich schon lange —“
Nur noch eine Sitzung und dann ist
mein Bildchen fertig.
Die beiden Ältesten schmunzelten ver-
gnügt, als sie ihr wohlgeordnetes Con-
tertöl vor sich sahen.
Reihe im kleinen Gärtchen auf ihrem
Lieblingsplatz unter dem alten Apfel-
baum, vor sich den Entel, neben der
hohen, schönen Malte. Früchte und
Blüthen!
Ruhiges, friedliches Alter und Inso-
pandes Hoffen.
Es war mehr wie ein Porträt, es
war ein wunderbares Stimmungsbild.
Mit freiem, stolzen Blick sah sie die
Malerin.
Das war gut, sie fühlte es, sie be-
saß ein sicheres Können, das Niemand
ihre mehr rauben konnte, wieviel würde
sie noch schaffen können sich und an-
deren zur Freude.
Auch ihr, ihrem Gott.
„Ich habe Dein Bild mir noch oft
angehoben auf der Ausstellung. Es ist
schön, sehr schön, ich begreife nun,
warum Du malst — ich verstehe Dich
jetzt.“
So stand es in seinem letzten Brief.
Dann kamen gütliche Worte, wie er
sie nie zu ihr gesprochen. Das wußte
sie, gemist mit der Angst, er
könne sie verlieren, mit ihr sein Glück!
Sie frohlodte. Nun würde ein neues
Leben beginnen, keine kleinlichen Zän-
kereien mehr, kein qualvolles Schaffen,
das sie vor ihm verbergen mußte wie
eine Sünde, einer heimlichen, sträf-
lichen Leidenschaft gleich.
Nun stand sie neben ihm, selbststän-
dig, sein guter Kamerad, nicht mehr
abhängig von ihm, nicht mehr die ewig
Wittene, Empfangende.
Und wenn mein Bildchen von Euch
fertig ist, dann muß ich wieder
heim.
„Eh — schon —“ sprachen tie-
gend die beiden Ältesten.
Aber sie sprach leuchtenden Auges:
„Laßt mich gehen! Mein Mann
und meine Kinder brauchen mich zu ih-
rem Glück!“
Ihre Trauer. Sie trauert
nicht mehr, meine Gnadige, für ihren
erst kürzlich verstorbenen Herrn Ge-
mahl? „O doch — aber nur Vor-
mittags, dafür aber auch zwei Jahre;
nem feigen Mann ganz gleich sein, ob
ein Jahr lang den ganzen Tag, oder
zwei Jahre immer nur den halben Tag
für ihn trauere, — und mir paßt es
eben so viel besser!“
— Relegation. Schwesterjunge
(beim Essen): „Wenn's am besten
schmeckt, soll man aufhören zu essen —
ich hab' immer noch nicht gegessen, ehe
es am besten schmeckt!“

Die Borrigo-Brüde.

Von Annie Lutz-Belberg.

Sonst ist dem Allen immer alles
glatt gegangen, er war ein Ingenieur
auf dem Fuß. Nur einmal, am Borrigo,
hatte er Pech. Wie das zusammen-
hing, wissen freilich die wenigsten.
Es war damals unter den Röcheln
der Matthias Heizinger, ein braver
Kler. Sogar die Italiener mochten
ihn leiden, mit denen er gewandt genug
den abwechselnden Grenzverkehr mit sei-
nen Schiffs und Schiffsleute und ge-
wisse. Vor allem hielten natürlich die
zwei zusammen, die der Reichsdeutsch-
land und der Deutsch-Italiener, unter
dem Geinzel, das bei solchem Bahnbau
aus allen Ecken der Welt zusammen-
läuft. Schön war er nicht mit seiner
kleinen feinen Gestalt, dem meh-
reren Gesicht voller Dellen und Kno-
chen, um das die lehmfarbenen Haare
sich ihm scheitelloß sträubten, wie eines
Frauenzimmers Friseur. Aber er
hatte eine Leidenschaft für alles
Schöne, das war kurios. Die flotteste
Koppe, der farbigste Schlip, der röthe-
ste Strick und der rareste Pfeifenkopf
gehörten immer dem Matthias Heizing-
ger. Berstete sich, daß er auch das
patentele Müdel haben mußte.
Wie waren damals dabei, die Brüde
über den Borrigo zu legen. Die
Steinmauern hatten die Pfeiler aufge-
mauert. Wir nisteten seitwärts auf
dem Damm die Eisenbahnen des Ober-
baues zusammen. Der Alte ließ seine
Brüden immer auf festem Boden fer-
tigstellen, die Schienen einspannen,
dann erst wurden sie auf die Pfeiler
gesetzt. Das war die Arbeit war eilig,
denn die Saison fing an, die Fremden
wurden erwartet. Sonst hätten wir
Unterhaltung genug haben können.
„Ich rede nicht von Himmel, Meer und
Bergen, obgleich man das auch nicht bei
jedem Wohnbau in solcher Gasse zu
sehen kriegt. Am liebsten guckten wir
jungen Leute über die Brühlung hin-
unter. Da lag das Bett des Borrigo,
sehr breit und sehr flach. Wasser war
seht im October nicht darin, nur
Steine, Unmassen, kleine, große, lau-
ter Raufsteine, blendend weiß in der
Sonnenhitze, der blühende Bach,
den ich je gesehen habe. Das Thal
hinauf und hinunter standen kleine
hübsche Landhäuser zwischen Palmen
und Pinien, zwischen Rosenbüschen
und Orangebäumen und auf den
Straßen an beiden Ufern gingen im
Schatten der Pfefferbäume mit ihren
rothen Fruchttrauben die Schönen von
Montone spazieren. Die Mannsleute
da herum sind unsern deutschen Ge-
schmack so zu unanständig, so „ne
richtig gebildeten, verbrannten Semmel,
aber die Mädel mit ihren schwarzen
Haarwülsten über den niedrigen Stirn-
bändern und den blauen Augen darunter
— alle Achtung! Dazu haben sie eine
Manier, die Hüfte zu setzen, ihre Klei-
der zu schürzen und sich in den Hüften
zu drehen, so gierlich und natürlich,
wie bei einem Füllen oder Reithengst.
Das machte Spaß. Und um die Früh-
stüchzeit war denn auch die Brühlung
voll von der Straße drunter an-
aufsehen, wie ein Einsiedler voll abge-
schüttelter Mannstöpfe zwischen Flas-
chen und Brotkrumen.“
Aber wie toll wir uns gebärden
machten, der Heizinger blieb immer
ganz pomäßig, sah im Hintergrund,
bis in sein Brot. So kamen wir da-
hinter, daß er ein festes Verhältnis
haben mußte. Und auch schon darum,
weil er an den Sonntagen, an denen
wir nicht arbeiteten, aber was bejona-
ren verschwand. Gab's aber was bejona-
ren? Schweres zu thun und das gut
bezahlt wurde, dann war der Heizing-
ger der Erste. Dabei gönnte er sich
auch das notwendige Götter, so daß
ihm die Baden alle Tage höher wur-
den. Aus solchen Angelegenheiten
man denn auf ein Frauenzimmer.
Und eines Tages bekamen wir sie zu
sehen. Sie kam geradeaus auf unsern
Arbeitsplatz gelaufen, eine prächt-
volle Süßfrucht in der Hand, ein län-
geres Gesicht und einer feinen geraden
Nase, wie sie außer den Marmorbi-
dern weiter unten in Italien nur ein
paar Menschen an der Küste haben.
Sie saßen ja, die alten Griechen hätten
da Danksagen niederlassungen gehabt und
die Masse aufgebracht. Ich weiß nicht,
wie er die Tracht der Landleute
aus den Felsenentern. Dazu mäch-
tige, goldene Ringe in den Ohren und
ein rothes Kopftuch, das schief vor
Reinheit. Als sie nach dem Matthias
Heizinger fragte, schob es mir gleich
durch den Kopf: „Was, die Goldbräuer
und das Tuch, das ist ein Stück von
seinem Wochensloß.“ Er war nicht
da, vom Alten nach Montone zum
Schmid geschickt wegen neuer Niet-
nägel. Als die anderen befreiten
sich, ihr die Wartezeit zu vertreiben,
lachten, redeten, fragten. „Sie schüt-
telte den Kopf, daß die Goldbräuer fun-
temerend flogen.“
„Niente! niente!“ Sie würde am
Sonntag mit der Mutter kommen, auf
mehrere Tage, um die Auslieferung zu
kaufen. Das sollten wir dem Signor.
Heizinger ausrichten. Das sei ihr
sposo, ei! und — ei! Weinbäuer-
ninnen würden sie beirathen. Und sie sei
aus St. Agnese (sie sagte Chaine).
Und nun hätte sie keine Zeit mehr, nicht
ein bißchen! nicht ein bißchen!
Dabei machte sie sich mit ihren
runden Ellenbogen Luft, wollte dabon-
stürzen wie sie herangeführt war.
Aber als sie ihre funkelnden Zuckel-
augen lagend im Kreis herumwarf,
blieben sie plötzlich an einem Fleck ha-
ften. Auf der Brühlung kniete der
junge Antonio Servelli, den Rücken
nach der Straße und baumelte mit den
Beinen. Er war nicht herangelom-
men, hatte auch kein Wort gesprochen.
Er war nicht von der gepörschten Art,
der Antonio, immer, als hätte er seine
eigenen Gedanken über jedes Ding, die
von sich zu geben zu schme wäre. So

galt er für einen Pfiffikus. Ueberrigens
ein Bengel wie aus dem Ei geschält,
Milch und Blut. Ich mußte mich im-
mer wundern, wie seine Eltern so „was
mit ihrer Polenta und ihren Macca-
roni groß getrieget hatten. Denn er
war von den Aemstern. Er trug nur
Hose und Hemd und den üblichen
rothen Gürtel. Das Hemd hatte kurze
Ärmel und war so tief ausgeschnitten,
wie das Kleid einer Ballmame und für
die Schultern, die da zum Vorschein
kamen, hätten die meisten Bordamen
genet ein Vermögen bezahlt. Also, die
Camilla sah den Antonio an und der
Antonio sah da und verschlang die
Camilla mit den Augen. Zuletzt riß
sie sich zusammen. „Gut! zu Weis-
nachten heirathen wir.“ Weg war sie.
Nun gab's ein Bemühen und Ver-
wundern. Wie hatte der Matthias
Heizinger das fertiggebracht? Da
hat der Antonio den Mund auf und
sagte was ganz Geschicktes: „Wir
andern reden von Liebhaben, der Hei-
zinger redet von Heirathen. Das
hören die Mädel gern und die Mütter
noch lieber.“
Als der Heizinger kam, wurde ihm
die Wochschat ausgehändigt; er war ihm
nicht lieb, daß wir hinter sein Geheim-
nis gekommen waren. Es wurde auch
nicht eine so hohebald Sache, wie
einige sich's gedacht hatten. Aus sei-
nen halb offenen Schlitzen konnte
mein Randsmann zuzeiten mit einem
so graulichen Ernst herausgucken, daß
auch muthigen Leuten das Neden ver-
ging.
Aber als wir nebeneinander heime-
gingen — wir lagen im gleichen Quar-
tier — brühte es ihm doch das Herz
ab, sich auszusprechen. Er fing an:
„Unmöglich ist sie, was?“
Das bestätigte ich gern. „Und —
zu Weihnachten wollt ihr heirathen?“
„Ja; ich hab' mir was geparkt.
Sie hat nichts. Ist von broken.“
Er deutete hinauf, wo auf einer
der höchsten Felszacken, wie aus dem
Steine selbst gewachsen, ein Ruinen-
rest aufsteige, die alte Burg St. Agnese.
Das Dorf lag man nicht.
Dann fing er an zu erzählen, wie
es gekommen war. Bei einer Projec-
tion hatte er sie gesehen, war ihr nach-
gerannt, hinauf in die Berge, wie er
ging und stand, hatte seine Liebe er-
klärt, ehe sie nur Zeit fand, den Fest-
schmuck abzulegen. Die Alte hatte
Thürnen gemeint vor Freude.
„Und die Junge?“
„Ein Kind; ganz überaus, er-
staunt natürlich.“
Am nächsten Tag hatte er ihr die
goldenen Ohrringe gekauft. Da hatte
sie gesagt. Seitdem waren sie Braut-
leute.
„Du hast Muth“, dachte ich.
Er legte mir die Hand auf die
Schulter. „Gibst mich für leichtsin-
nig? Pah! ein guter Eisenarbeiter
kommt überall durch. Und — siehst
du — etwas Liebes muß der Mensch
haben auf der Welt, sonst wird er zum
Bieh.“
Er sprach dann noch, was er ge-
than hatte, von seiner Heimath, seiner
Kindheit. Es war die alte traurige
Geschichte: früh verwaist, bei harten
Verwandten in bitterer Armut auf-
gewachsen oben in den Tiroler Bergen,
so es mehr Steine giebt als Brot und
alle Leute Kröpfe haben. Dann in die
Welt gelaufen, durchgepöcht, schwin-
delnd, spindelnd, ohne Freund und ohne
Hoth, oben gehalten allein durch die
eigenen Eigenschaften seines harten Kopfes,
der oben bleiben wollte. Und nun sah
er auf dieser Sandbank fest.
„Schön — was?“ fragte er noch
einmal und sog die Luft durch die
Näse vor Entzücken.
Wir wär's lieber gewesen, wenn sein
Schon nicht so ein Statuengestalt ge-
hört hätte und nicht solche Zuckel-
augen und hätte dafür ihn angelacht
und nicht erst die goldenen Ohrringe
gesehen.
Am Sonntag kamen sie richtig her-
unter, die Junge und die Alte, die eine
Hoxe war, der richtige Kinderfiedel.
Heizinger in seinem besten Habit war
wie ein Herr, gekleidet und demüthig
wie ein Babel. Vom Charakter ging's
zum Händler und vom Händler wieder
zum Kaufmann. Die Alte schüttelte
über ihn ausgiebig wie ein Androgens,
und er hör's nicht, trahnte nur immer
die Junge an, während er sein Geld
für sie auf den Tisch legte. Herr Gott,
was hatte der Mensch für eine Zärtlich-
keit in den Augen.
Montone ist kein so großer Ort, daß
man sich Sonntags beim Umherbum-
keln nicht treffen müßte, na und ich
sah den Dreien schon abseits in den
Weg. Nacht mir Spaß.
Am Abend setzten sie sich vor eine
Ostia, hant am Borrigo. Es waren
Mandolinenspieler dort und viel
Volks. Die Camilla trug eine Rose
hinterm Ohr, die er ihr geschenkt hatte,
eine Seltsamkeit, denn die Pflanzen
lagen noch im Sommerhüßel. Und
ich wußte nicht, wie sie es anstellte, aber
es hatte den Anschein, als wenn der
Borrigo und die Ostia, die Sterne
am Himmel und die Menschen auf den
Bänken nur um ihre Willen da wären.
Alle saßen sie an, die Mandolinenspieler
sahen ihre Lieber nur an sie
und ganz kurios nahmen sich neben ihr
auf der einen Seite die verschlungene
Alte aus und auf der anderen mein
braver Heizinger mit seinem mehligem
Clownsgesicht.
Sleigt auf einmal der Antonio Ser-
velli daher, nicht im Sonntagsgewand,
einfach mit seinem über die Schultern
herunterhängenden Hemd, wahrsthein-
lich weil er makte, wie gut ihn die
Haut mit dem Pfiffikusflaum seiner
abgehenden Jahre darauf ließ. Hielt in
der Hand einen Strauß, nein, eine
Ladung von hellen Rosen, immer vier
und sechs am Zweig, fast noch Knospen,
frisch, als läge der Thau darauf, eine
Pracht! Gott weiß, wo er sie ge-
hohlen hatte. Schreiet ernsthaft zwischen den

Bänken durch und wirft ohne ein Wort
die Camilla seine Rosen auf den Tisch.
Die greift mit blühenden Augen in die
Herrlichkeit.
„Grazie! Grazie, Signor!“
Und weil ihm ein Tropfen Blut am
Arm hinunterläuft — wahrscheinlich
hatte ein Dorn der gelieferten Rosen
ihn gerastet — springt sie auf und
lispelt: „Du bist verwundet — für
mich! Du blutest.“
Er schüttelt den Kopf, giebt einem
der Säger ein Geldstück, nimmt ihm
die Mandolinata weg und fängt an zu
singen. Ein italienisches Lied. Ver-
standen hab' ich nur das „amore“,
brin, und das hat' ich auch verstanden,
wenn ich taus gewesen wäre. Und mit
einem Feuer sang der Bengel! So was
hört man auch nur dort, wo die Sonne
den Menschen ihre eigene Gluth unter
die Haut brennt.
Mein Heizinger sieht zum fürchten
an. Lange, ehe das Lied zu Ende ist,
springt er auf, packt seine Camilla am
Arm, hält sie aber wohl nicht mit
woegedonnen, denn nicht die Hei-
gutter sich an den anderen Arm der
Schönen getrafft hätte. Sie sieht ihr
dabei was in's Ohr und da ging das
Mädchen. Aber es wurde böse in ihrem
Gesicht und sie zuletzt war der Kopf
zurückgedrückt und die Augen hingen an
dem Antonio.
Spät erst kam Heizinger in unsere
gemeinsame Kammer und ohne ein
Wort zu sprechen, ohne nur Licht anzu-
stecken, streckt er sich auf sein Bett —
die ganze Nacht hört' ich ihn stöhnen
und weinen.
Am anderen Morgen sollte dann die
Bräute auf ihre Pfeiler gelegt werden.
Mit Wein und Gebäuden setzten
wir sie auf Rollen und machten ihr
vorheres Ende am Fläschengrug fest.
Dann jogten wir Selbstwanzig, jagen
die paar tausend Centner langsam
heranzutreiben über den ersten Pfeiler
hart am Bahndamm, dann, allein vom
Uebergeleit ihrer aufliegenden Masse
gehalten, durch die leere Luft zum
Mittelpfeiler, der in den Borrigo selbst
eingemauert war, und wieder durch die
freie Luft zum dritten Pfeiler, wo die
Bräute sich dem fertigen Oberbau auf
dem Bahndamm anstößte. Danach
brauchte sie nur noch fest in den Pfei-
lern verankert zu werden.
Ein leichtes Stüd war diese Aufsch-
partie aber nicht. Die am Fläsch-
eng mußten scharf aufpassen, daß ihre
vielen Lasten nicht verdrückten. Und
bei den Rollen war's noch schlimmer.
Wich eine einzige nur um einen halben
Centimeter aus der Bahn und der
Schaden wurde nicht gleich bemerkt,
dann kante die Bräute abgleitend un-
rettbar in den Borrigo. Darum mußte
neben jeder Rolle ein Mann unter der
Bräute liegen mit Messing und Rich-
tel, und bei jedem Centimeter, den sie
vorrückte, nachprüfen und den Be-
stand ausrechnen. Die Rollen hoben
das Eigengestell gerade so hoch, daß
platt auf dem Gaud liegend einer dar-
unter Platz hatte, den Kopf durfte er
aber nicht heben, wenn die vorne an-
gen. Sonst wurde ihm der Schädel
eingeschnitten wie eine Gierflasche. So
ein Pöken wird auch bezahlt und Hei-
zinger war der erste, sich zu melden.
Was mich angeht, ich hab' nie was
übrig gehabt für Verdienst, der so hart
neben dem Grab aufwacht: ich blieb
beim Fläschengrug.
Wir schafften, daß uns der Schweif
von den Stirnen riefelte. Bald haperte
es hier, bald haperte es dort. Der
Alte hatte sich schon die Gurgel heißer
geschrien mit Commandirten. Kurz
vor Mittag, was sie dort das pranzo
nennen, verdrückten sich 'mal wieder
die Taus. „Ich muß auf den mittlere
Pfeiler klettern, um sie klar zu
triegen. Als ich 'ran komme, sehe ich,
daß sie rauchen. Ich schreie also um
ein paar Gieklanten Wasser und bis
es gebracht wird, heiß ich und sch' mich
um. Lag gerade neben der Bräute
unter mir so ein verdrückter Garten
mit einem winzigen Häuschen, einem
arabesken Ramelembusch und 'ner
wackeligen Bank. Und zwischen den
Maistollen und den Tomaten erhebt
sich plötzlich der Camilla thallroth-
schwarz. Sie stand an der einen
Seite der Bank und an der anderen
stand der Antonio, der vor fünf Minu-
ten wegen Rosenbluten ausgetreten
war. Und die Augen, die sie sich
machte! Ob sie dachte, daß der
Ramelembusch sie vor allen verdeckte,
ob sie sich gar nichts mehr dachte?
Ich sah' herum, suchte mich in den
Augen meinen Randsmann. Nicht zehn
Schritte von mir liegt er platt auf dem
Mittelpfeiler, bis zu dem die Bräute
ja nun herangezogen war. Und das
mehlige Gesicht unter dem lehmfar-
nen Haar schimmer wie eine Zerkel-
frage aus der dunklen Spalte heraus,
in die er eingeklemmt liegt. Geraus-
lich! Sieht er, was ich sehe? Ich
und er. Keiner sonst kann's sehen.
Der Blick dreht auf dem anderen
Pfeiler schüttet wirklich der Ramelemb-
busch, und der zweite Ramelemb-
busch nach der Strandseite zu.
„Allez!“ erschallt das Commando.
Ich stürze meine Gieklante her.
Ich stürze. Die am Fläschengrug
stehen an. „Halte!“ Die Reite an
den Rollen messen.
In der Stille der kurzen Pause
schallt der Camilla Stimme herauf
vom Bahndamm, das die Weiber dortzu-
lande haben, Antwort auf eine Frage,
wie es scheint.
„Die Mutter will's.“
„Und du?“
„Sieht er aus wie ein „Amante“?“
„Allez!“
Die Seile knirschen, die Bräute rudd.
Aufgepaßt! — In Ordnung! Weiter!
— Ich schütte meine zweite Gieklante
auf das Tauerwerk. Wieder muß ich
sie dem Heizinger auf den Kopf schüt-
ten. Er sieht! Daran ist kein Zwei-
fel, sieht und hört. Die Augen treten
aus dem Kopf, die hellen Sterne
sind schwarz, das Weiße, das sie rings

umgiebt, auch oben unter den aufgetis-
senen Libern, funktelt wie wechglüh-
endes Eisen. Wenn ich hundert Jahre
alt werde, das Gesicht vergrößt' ich nicht,
das verzerrte Gesicht unter dem wuch-
tenden Eisengestell.
Antonio spricht berweis, heftig, lei-
benshaftlich. Aber die Bräute brummt,
man verheißt's nicht. Jetzt ein helles:
„No, no, no!“ von ihr. „Gott sei
Dank!“ denkt ich. Sehen kann ich
nichts mehr; der Rauch verdirbt sie jetzt
wirklich.
Wieder ein Rud! Und ein Donner-
wetter des Allen. Die Seile verwin-
nen sich abermals, ich hab' nicht aufge-
paßt. Ich passe auch jetzt nicht auf,
denn ich sehe sie wieder. Antonio hält
ihre Hand, spricht in ihr Ohr, das
Ohr, in dessen Labyrinth meines Rands-
mannes goldener Ring schaukelt. Sie
gerren sich nach rechts, nach links —
Da! sie wendet sich. Eine Flamme,
eine ganze Feuerbrunst bricht aus
ihren Augen — Sie liegt an seiner
Brust, die Arme um seine Schultern
geworfen —
„Allez!“ schreit der Alte am an-
deren Ende der Bräute.
In dem Augenblick that's einen
Kraach, daß mir Hören und Sehen ver-
geht. Die Seile reißen's mir in die
Lufte. Ich schlag' hin, so lang ich bin.
Und wie ich mich bestimme und heraus-
winkeln will aus dem Tauerwerk, in dem
ich feststehe wie ein Hase in einer
Schlinge, da hängt die Bräute halb
über den Pfeiler hinunter, wie ein ge-
stirnter Sonnenschein, hat unter sich
den Matthias Heizinger plattge-
drückt, als wär' er genagelt — war
eigentlich nur ein Bluff auf dem
Bräuderspieler.
Hatte er in der Aufregung verstaumt,
auf seine Rolle zu achten, wollt' er als
Strafgericht den Sündern branten die
Bräute auf die Köpfe schmettern —
wer kann's sagen?
Drei Wochen haben wir gebraucht,
um den Oberbau auszubessern und
wieder auf die Pfeiler herauszutragen.
Es hat den Allen ein schändliches Geld
gekostet und ich glaube, das Geld hat
ihn noch nicht einmal am meisten ge-
würmt. Konnt' sonst rechnen wie kein
zweiter: Tragkraft, Spannung, Be-
lastung, auf ein Gramm genau.
Stimmte jedesmal. Nur die Leiden-
schaft von dem armen Narren, dem
Heizinger, ist ihm einmal durch seine
Exempel gefahren. Es war sein einziger
Fehlshlag, die Bräute am Borrigo.
Ja so, was aus den beiden unten ge-
worden ist, möchten Sie wissen? Rein
Baar. Ich sag's doch: der Antonio
war ein Pfiffikus.
Kritische Lederbissen.
Leute, die keine Speise feen und gut
genug bekommen können, sollten sich
einmal zur Abgewöhnung ihres Ma-
fens begeben, wo sie wohl oder übel
in den Tafelgenüssen des Volkes an-
zubekommen lernen müßten. Ein Rei-
sender, der das nördliche Eibirien be-
sucht hat, schildert die Lebensweise
dort, soweit sie das Essen betift, mit
folgenden Worten: „Die frühzeitig
der Fremde Morgens erwachen mag,
steht wird er die Frau des Hauses
schon aufgefunden finden, d. h. hier,
daß sie sich aus der liegenden in die
stehende Stellung erhoben hat. Sobald
sie aber bemerkt, daß ihr Gast noch ist,
bringt sie ihm ein Stüchchen Fleisch,
um ihn bis zur eigentlichen Frühstück-
stunde zu kräftigen. Dann begibt sie
sich in einen angrenzenden Raum, einen
Verdick, der nur erdichtet ist, um die
Hunde von den Speisevorräthen fern-
zuhalten, und nachdem sie darin eine
Viertelstunde lang geklopft und gekaut
hat, erscheint sie wieder mit dem Früh-
stück. Nun wird ein großer flacher
Holzteller mitten auf den Boden gesetzt
und die Hausfrau nimmt ihren Platz
an der einen Seite ein in einer Hal-
tung, für die „kauernd“ noch eine
schmeichelhafte Bezeichnung ist. Die
Familie und ihre Gäste sammeln sich
rund um den „Tisch“, wobei sie sich
mit dem Kopfe nach dem Frühstück-
stehend und die Beine nach hinten aus-
streckend, schlaf auf den Leib legen. Das
erste Gericht bildet ein wenig gefrore-
nes Rind unbedeutender Art, das mit
Seehundsfleisch gemischt und mit klei-
nen Stücken frischen Specks, den die
Hausfrau mit einem großen Küch-
messer zerschnitten, verziert wird.
Das nächste Gericht besteht aus Wal-
zenfleisch. Auch das wird von der den
Vorfürhrenden Hausfrau erst ge-
schmitten und dann mit freigelegter
Hand vertheilt. Bei diesem Theile der
Mahlzeit ist im Vorderthe, wer das
größte Stüd ungetraut vertheilen
kann, und die Tischgäste entwickeln
hierbei einen solchen Eifer, daß sie
immer ein Stüd des jähren Fleisches
im Munde und zwei davon in den
Händen halten. Schließlich erscheint
ein großes Stüd Walrothhaut, auf dem
noch eine dünne Speckschicht liegt, wäh-
rend die Haare auf der äußeren Seite
zum entfernt sind. Die Haut ist etwa
25 Millimeter dick und sehr zäh, so
daß man sie kaum zerreiben und kauen
kann. Deshalb zerhackt sie wie die
der Hausfrau in ganz kleine
Stücke. Die Walrothhaut ist aber den-
noch thausächlich das schmackhafteste
Gericht der ganzen, schwerverdaulichen
Mahlzeit.“
Zeitbild. Frau: Ich ge-
he in untern Club, Emil — es wird spät
werden, die Müller gibt ihren Doctor-
schmaus, sei verständig und mach' mir
keine Scene, wenn ich wieder etwas be-
geht heimlebe.“
— Auszeichnung. Gast (dem
widerholt sehr hartes Fleisch vorgesetzt
wurde): „Wenn Sie so fortmachen,
sehe ich schon wieder schwächen — be-
antworten mir die Frage: Wann ist der
Mensch „gut“? — Jidior: „Wenn er
is ablamasfah!“

Sag' wie sieht die Liebe aus?
Von Elise Miller.
Sag' wie sieht die Liebe aus?
Ob ihr weiße Schleier fallen
Der blonden Locken Wallen?
Ob sie geht im kurzen Rocke
Brauner Bursch am Wanderrhede?
Ob ihr schwarz die Augen sprühen,
Roth und heiß die Lippen glühen?
Sag' wie sieht die Liebe aus?
Mutterliebe, blonder Engel,
Opferfreudig, du allein
Giebst dich über Menschenmängel!
Lichter Augen klarer Schein
Für des Freundes Ehrlichkeit.
Lieber Kinderluth und Sorgen;
Mutterliebe, müder Engel!
Freundliebe, brauner Knabe,
Wannhaft jederzeit bereit,
Hingusperlen Geld und Habe
Für des Freundes Ehrlichkeit.
Ewig jung und klug im Handeln
Wird die Treue niemals wandeln;
Freundliebe, harter Knabe!
Herzengäbige, süße Efen
Gleiches dir, du Feinmaib,
Gegen deine Baurer Heile!
Weisheit nicht und Ehrenleid!
Schöpferische Südländische Sonne
Mit unwürdigen Mondschneidern;
Schwarzgeladete heiße Eise!
Sag' wie sieht die Liebe aus?
Mutterliebe, du alleine,
Selbstlos, mild und engelreine!
Freundliebe, Erbenlegen
Ist in deiner Treu gelegen!
Herzengäbige, Herzengäbige,
Birgt das Glück höchste Gabe!
Ja, so sieht die Liebe aus!
Cump mit Gindernissen.
Rudolf kommt mit seinem Freunde
Jacob von einem Ausflug zurück. Bei
der ersten Haltstelle der Straßenbahn
angelangt, sagte er:
„Durch die Stadt könnten wir aber
jetzt fahren!“
„Was fällt dir ein?“ erwidert Ja-
cob. „Die Bahn macht einen Umweg,
wir sind ja zu früh schneller daheim!“
„Doch, schneller? Was gilt die We-
te?“ Ja, früher, du gehst. Wer später
ankommt, zahlt zwei Flaschen Selt!
An der Brücke treffen wir uns.“
„Einkerkanden!“ sagt Jacob, und
nachdem Rudolf einen eben abfahren-
den Wagen besteigt, beginnt er rasch
auszusprechen.
Die Luft ist brüdernd schwül, und
bald kauft ihm der Schweiß aus allen
Poren. Aber seinen Willens, recht zu
behalten, beschleunigt er seine Schritte
noch immer mehr.
„Du, der fahst mit jetzt gerade!“
flucht Jacob.
„Jacob, Servus, o wie gut, daß ich
dich treffe, denke dir.“
„Ich gehe einen Weitzug ... kann
mich keine Sekunde aufhalten ... laufe
mit, wenn Du Wichtiges hast!“
„Gewiß! Wichtiges!“ schnauft
Günter, an der Seite Jacobs dahin-
eilend und schon nach den ersten Schrit-
ten athemlos.
„Denke dir ... kommt heute mein
Bruder, er hat Kindstaupe gehabt ...
soll Gebären und Gebarme ... be-
zahlen ... was weiß ich noch ... ich
bitte dich, ich kann nicht mehr ...“
„So laß das bis morgen — komm
zu mir ins Bureau — ich kann jetzt
nicht stehen bleiben!“
Günter aber bleibt, sich aufschau-
fend, einige Sekunden stehen und läuft
dann wieder nach. Den Gut hält er in
der Hand und die Schweifspitzen per-
len ihm über die Gluge und die biden
Wangen.
„It zu bringlich, lieber Jacob. ...
kann nicht bis morgen warten. ... und
sonst weiß ich auch niemand, der mir
helfen könnte. ... sie warten zu Hause
auf das Geld. ... habe mich fortge-
schlichen. ... es muß aufzutreiben ... es
ist der letzte ... Zahlungstag. ... er hat
es nicht mehr. ... am alles so unter-
nehmen. ... (er bleibt wieder stehen, um
noch einigen Augenblicken wieder nach-
zulaufen) und weißt du, ich habe es
auch. ... ich habe es auch nicht mehr. ...
Nun wartet er zu Hause auf mich —
— mich trifft der Schlag —
— habe ihm verprochen, es ihm zu
beschaffen. ... nur hundert Mark. ... da
kommt du mir glücklicherweise. ... in
den Burs.“
Die letzten Worte bringt er nur
mehr stotternd heraus. Er muß schon
etwas länger stehen bleiben. Dann
nimmt er alle seine Kraft zusammen
und rennt dem nunmehr im Sturm-
schritt dahineilenden Freunde mit sei-
nen kurzen Beinen wie ein Dadel
nach.
„Du wirst begreifen. ... kann meinen
Bruder nicht auffuchen. ... lassen. ...
es ist ihm. ... und mir peinlich. ... sei
nicht böse. ... und so wirst du. ...
mit. ... wohl den. ... Gefallen
thun ...“
„Gott sei Dank!“ frohlodt Jacob,
„wir sind an der Brücke, die Wette ist
gewonnen!“
„Gottlos!“ ruft auch Günter.
„Noch hundert Schritte und ich wäre
hingeplumpt!“ wie ein Weisfand!
„Armer Keel — es thut mir leid —
hier sind hundert Mark — du hast sie
redlich verdient!“
— Der Kleine Kaufmann.
Schreier: „Wir haben nun von den
schlimmen und guten Eigenschaften
der Menschen gesprochen — Jidior, ich
sehe Dich schon wieder schwächen — be-
antworten mir die Frage: Wann ist der
Mensch „gut“? — Jidior: „Wenn er
is ablamasfah!“